

«Ich erwarte klare Signale»

Reinhard Schnidrig, der oberste Schweizer Jäger, erwartet von den Jagdverbänden ein klares Bekenntnis zu Wolf und Luchs.

Mit Reinhard Schnidrig sprach Jonas Schmid

Reinhard Schnidrig sitzt in seinem Büro im mehrgeschossigen Glashaus des Umweltbundesamts in Ittigen bei Bern. Der 56-Jährige verweist auf drei verschieden grosse, farbige Rechtecke auf einem Blatt Papier. «Das kleinste, das sind proportional gesehen die aktiven Jäger. Das Mittlere sind die Mitglieder der Umweltschutzvereine und das mit Abstand grösste Rechteck ist die übrige Schweizer Bevölkerung», sagt er.

Herr Schnidrig, Sie gehen selber auf die Pirsch. Was reizt Sie an der Jagd?

REINHARD SCHNIDRIG: Als Wildtierbiologe war ich der Jagd gegenüber zuerst sehr kritisch eingestellt. Ich verstand nicht, warum über die Jagdpolitik so emotional diskutiert wurde und die Jagdplanung eben dieser Politik überlassen wurde. So begriff ich nicht, warum in vielen Kantonen fast ausschliesslich männliche Tiere mit grossen Trophäen gejagt wurden. Um die Jäger besser zu verstehen, machte ich dann die Jagdprüfung, worauf es mir bereits bei der ersten Jagd den Ärmel reingezogen hat. Ich wurde ein leidenschaftlicher Jäger. Sich mit dem geschulterten Gewehr frei durch die Natur zu bewegen, das Wild aufzuspüren, genaugenau an das richtige Tier heranzukommen, Beute zu machen und stolz wieder den Berg hinunterzuschreiten, das ist ein unbeschreibliches Gefühl.

Emotional preisen Sie die Jagd. Haben Sie also Verständnis dafür, dass der Jägerstand auch mit Emotionen auf Kritik reagiert?

Die Kritik an der Jagd muss möglich sein, aber sie findet oft unter der Gürtellinie statt. Ich verstehe, dass Jäger, die zwei Jahre in ihre Ausbildung investiert haben und etwas machen, das in der Verfassung verbrieft ist und schon seit Jahrhunderten stattfindet, auf moralisierende Kritik nervös reagieren. Andererseits sage ich klar: Jäger müssen lernen, sich mit kriti-

schen Stimmen auseinanderzusetzen, denn sie tun etwas, was die Gesellschaft heute argwöhnisch betrachtet, sie töten Leben. Sich dabei alleine auf die Tradition zu berufen, genügt nicht mehr. Der Jägerstand muss sich im Lichte des jeweiligen Zeitgeistes hinterfragen, seine Aktivität jeweils neu begründen und kritische Punkte auch überdenken.

Zum Beispiel?

Nehmen Sie die Jagd auf den Haubentaucher, einen wunderschönen Wasservogel. Sein Bestand ist keineswegs bedroht, er nimmt sogar zu. Doch macht es Sinn, ihn weiterhin zu jagen? Nein, finde ich. Im Gegensatz zu Wildenten, die ein kulinarischer Genuss sind, wird der Haubentaucher nicht verzehrt. Die Bevölkerung versteht nicht, warum man ihn abschiessen soll. Hier finde ich, muss man dem Zeitgeist Rechnung tragen. Daher soll diese Vogelart mit dem revidierten Jagdgesetz neu unter Schutz gestellt werden.

Warum nicht gleich die ganze Vogeljagd untersagen?

Ich plädiere für eine differenzierte Betrachtung. Dort, wo es eng wird für gewisse Arten, muss die Jagd kritisch analysiert werden. Nehmen wir zum Beispiel die beiden Bergvogelarten Schneehuhn und Birkhuhn. Wegen rückläufigen Beständen ist die Jagd auf diese Vogelarten in vielen Regionen schon stark eingeschränkt oder sogar verboten worden. Nur in zentralalpiner Gebieten, wo die grössten Bestände vorkommen, ist die Jagd derzeit noch möglich. Entscheidend ist, dass die Jagdmortalität nicht additiv wirkt, sondern kompensatorisch, dass also die Jagd jene Tiere nutzt, die sonst aus anderen Grün-

«Ich bin erstaunt, wie gut die Bündner Jäger dieses filigrane Werk beherrschen.»

den sterben würden. Das finden wir unter anderem mit detaillierten Jagdstrecken-Analysen heraus. Werden am letzten Jagdtag noch in etwa gleich viele Tiere erlegt wie am ersten Tag? Oder nimmt der Jagderfolg über die Zeit ab? Trifft Letzteres zu, ist dies ein Indiz dafür, dass die Jagd additiv wirkt. Bergvögel kann man jagen, muss man aber nicht. Der Bestand dieser Arten muss also permanent überwacht werden. Gerade beim Schneehuhn, das durch den Klimawandel in seinem Lebensraum eingeschränkt wird, ist das besonders wichtig.

Werden Schneehuhn und Birkhuhn bald ganz unter Schutz gestellt?

Das Bundesparlament dürfte darüber anlässlich der laufenden Revision des eidgenössischen Jagdgesetzes diskutieren. Sehen Sie: Die Jagd ist gemäss unserer Verfassung ein Regal der Kantone. Der Bund kann dieses Regal nicht leichtfertig und ohne Grund einschränken. Man reagiert seitens der Kantone sehr sensibel auf Einschränkungen des Bundes. Die Populationen von Birkhuhn und Schneehuhn kommen heute grossflächig unter Druck. Aber nicht wegen der Jagd, sondern vor allem wegen dem enorm gewachsenen Bergtourismus. Tourenkigänger, Schneeschuhläufer und Freerider stören die Lebensräume der sensiblen Vogelarten in einem wachsenden Ausmass.

Nahmen Sie auch schon an der Bündner Hochjagd teil?

Nicht als Jäger – das bleibt den Bündnern vorbehalten. Als Beobachter habe ich schon der Jagderöffnung beigewohnt. Ich war im Engadin und habe im offenen Jagdgebiet mit dem Feldstecher beobachtet, wie Hirsche gefallen sind. Sie ist ein-

«Die Populationen von Birkhuhn und Schneehuhn kommen heute grossflächig unter Druck.»

drücklich, die Bündner Jagd! Auch fürs Schweizer Fernsehen hatte ich sie gefilmt, als ich zusammen mit Andreas Moser für die Sendung «Netz Natur» Tierfilme machte.

Was macht die Bündner Jagd besonders?

In keinem anderen Kanton gehen so viele Menschen auf die Pirsch. Die Jagd ist in vielen Familien tief verankert. Man weiss genau, wer in welcher Hütte sitzt. Der Raum ist unter den Jägern genau aufgeteilt. In Graubünden dominiert die Hirschjagd, während in anderen Gegenden wie im Berner Oberland oder in der Zentralschweiz hauptsächlich auf die Gämse angelegt wird. Es wird viel gehockt, angesessen und gewartet, bis etwas vors Gewehr wechselt. Das Kaliber, das die Bündner schiessen, ist eine schwere Patrone. Maximal kann auf 100 bis 150 Meter geschossen werden. Das hat unter anderem den Effekt, dass für die vielen Jäger mehr Platz vorhanden ist. Und die Bündner Jägerinnen und Jäger leisten eine unglaubliche Arbeit: In drei Wochen Hochjagd schiessen sie Tausende Hirsche. Mich beeindruckt aber auch die Fülle der Vorschriften. Ich bin erstaunt, wie gut die Bündner Jäger dieses filigrane Werk beherrschen. In der Westschweiz herrscht diesbezüglich doch ein anderer Stil. Die Betriebsvorschriften sind etwas lockerer.

Die Bündner Jagd ist eine geschlossene Veranstaltung, nur wer das Patent hat, darf auf die Pirsch gehen. Nun können Unterländer mit auf die Jagd, wenn sie von einem Bündner Jäger eingeladen werden. Gerät damit nicht eine der lebendigsten Traditionen in Gefahr?

Nein. Eine Tradition erhalten, heisst das Feuer weitergeben, nicht die Asche. Einen anderen Jäger mit derselben Leidenschaft aus einem andern Kanton mit einer Gästekarte mitzunehmen, ist das Gebot der Zeit. Aber aus meiner Sicht sollten wir noch weitergehen: Eine schweizweite Vereinheitlichung der Jagdprüfung würde unter der Jägerschaft viele Gewinner kennen und dem heutigen Mobilitätsverhalten entgegenkommen. Wenn ich die Walliser Prüfung gemacht habe und nach Chur ziehe, dann muss ich doch nicht nochmals eine Prüfung ablegen. Das Reh im Kanton Graubünden ist letztlich

«Seien wir ehrlich, der Widerstand gegen eine einheitliche Jagdprüfung ist kantonaler Protektionismus.»

das gleiche Reh, wie dasjenige im Kanton Wallis. Neben der Prüfung braucht ein Jäger aber auch noch das jährliche Patent. Hier kann und soll der Kanton weiterhin seine eigenen Vorschriften machen und etwa mit dem Preis den Zutritt steuern. In Graubünden aber dürfte die Harmonisierung der Jagdprüfung durch den Bund und die gegenseitige Anerkennung dieser Prüfung unter den Kantonen auf Widerstand stossen. Seien wir ehrlich, der Widerstand gegen diese Änderung ist kantonaler Protektionismus, der eine sinnvolle Entwicklung verhindert.

Mit der aufgegleisten Teilrevision des Bündner Jagdgesetzes wird die Patentjagd auf den Oktober ausgedehnt. Bringt das etwas?

Das ist umstritten. Ich kann das auch nicht so beurteilen. Eines ist klar: Bei etablierten Hirschbeständen braucht es grundsätzlich eine zweiphasige Bejagung. Je höher die Bestände sind, desto stärker muss im Spätherbst reguliert werden. Das System dahinter ist einfach: Im September bejagt man den Sommerstand, im November/Dezember wechselt das Wild und dann steht der Hirsch im Wintereinstand. Die Schäden am

Schutzwald entstehen hauptsächlich im Winter. Wenn man diese reduzieren will, muss man also in der Winter-

verteilung eingreifen, und genau das machen die Bündner mit der Sonderjagd. Dazwischen liegt der Oktober. Da verstehe ich die kritischen Stimmen, die sagen, eine Jagd im Oktober löst das Problem nicht, um im November nochmals zu regulieren. Oktober ist eine verlängerte Sommerbejagung.

Kann die Patentjagd die Aufgabe der Regulierung des Wildbestandes gleich gut erfüllen wie die Revierjagd?

Beide Systeme haben ihre Berechtigung und beide haben ihre Vor- und Nachteile. Die Patentjagd in den Bergen ist für die Regulierung von raumgreifenden Tierarten, wie dem Hirsch, sehr effizient. Die Herausforderung für die Jagdplanung ist, dass in kurzer Zeit so viele Jäger unterwegs sind. Unter ihnen herrscht Konkurrenz, was einen hohen Jagddruck zur Folge hat. Und deshalb braucht es lenkende Jagdbetriebsvorschriften. In der Revierjagd jagen fünf bis zehn Personen in einer Gruppe. Macht man untereinander ab, dass zum Beispiel der alte Bock stehen gelassen wird, dann bleibt er auch stehen. In den Bergen auf der Patentjagd ist das nicht so. Will man alte Böcke, muss das in den Vorschriften geregelt sein, sonst kommt bestimmt ein anderer Jäger und erlegt ihn. Die Reviere sind demgegenüber wie kleine Prinzentümer. Sie werden bejagt von kundigen Personen, aber nur auf einer sehr beschränkten Fläche. Überschreitet man die Reviergrenze, herrscht ein anderes Regime. Die vielfältigsten Regimes miteinander in Einklang zu bringen, ist die grosse Herausforderung der Revierjagd-Planer.

Ist für Sie als Wildtierbiologe ein solches Wirrwarr an verschiedenen Systemen nicht ein Problem?

Es macht unsere Arbeit spannend und wir müssen unser Können umso mehr unter Beweis stellen. Die Vielfalt der Systeme ist unserer Geschichte geschuldet. Das Flachland orientiert sich am Feudaljagd-Modell, in dem Adlige in ihren eigenen Revieren jagten. In den Bergen liegt die Tradition in der demokratischen Volksjagd. In beiden Systemen lassen sich die Wildbestände nutzen und regulieren, die Instrumente sind aber unterschiedlich. Kleinere Reviere müssen sich zu grösseren Gemeinschaften zusammenschliessen und eine gemeinsame jährliche Abschussplanung festlegen. Beim Patentsystem macht das der Kanton.

Im Kanton Genf werden die Bestände nicht

von den Jägern, sondern von Wildhütern reguliert. Wäre das Modell denkbar für die ganze Schweiz?

Nein. Das funktioniert nur in einem kleinen, städtisch geprägten Gebiet. Es lassen sich aber einige Lehren ziehen aus der Organisation im Kanton Genf. Erstens: Nach Abschaffung der Milizjagd ist heute eine Schar Wildhüter vollauf mit der Wildbestandsregulierung beschäftigt, vor allem der Wildschweine. Mit Jagd hat die Arbeit der Wildhüter aber gar nichts mehr zu tun. Sie schiessen mit Infrarot-Zielferngläsern mehrere Wildschweine pro Nacht. Knochenarbeit von Profis. Zweitens: Wie kam es zur Abschaffung der Jagd? Die Genfer Stadt-Bevölkerung hatte die Jäger gebeten, während der Saison der Wasservogel-Jagd nicht von den Uferwegen aus zu jagen. Ihre Antwort war: Nein, es ist unser Recht, überall zu jagen. Mit der Konsequenz, dass die Jagd per Volksinitiative verboten wurde. Was lernen wir daraus? Die Jäger müssen sich und ihr Tun dem jeweiligen Zeitgeist entsprechend immer neu zur Diskussion stellen. Diese Eigenreflexion braucht es, sonst reagiert die Bevölkerung. Die Jäger müssen auch noch viel stärker als bisher mit den Naturschutzorganisationen zusammenarbeiten, um der Mehrheit der Bevölkerung den Wert und die Schönheit der Natur aufzuzeigen.

«Die Jäger müssen noch viel stärker als bisher mit den Naturschutzorganisationen zusammenarbeiten.»

Ist es also falsch, Kritiker aus dem Jagdverband, wie das der bündnerische Jagdverband getan hat, auszuschliessen?

Ich will mich zu dieser Angelegenheit nicht äussern. Es gibt andere Fälle, wo ich einen Verbandsausschluss begrüssen würde. Beim vorsätzlichen Wildern von geschützten Tierarten, zum Beispiel von Luchs und Wolf! Ein Jäger muss sich an die Gesetze halten. Wildert ein Verbandsmitglied nachweislich einen Wolf oder Luchs, soll ihn ein Verband zwingend ausschliessen. Das sind Wilderer, keine Jäger! Ich sage es den Jägern klipp und klar: Die Mehrheit der Bevölkerung will die grossen Raubtiere, sie reagiert auf Fehlhandlungen äusserst sensibel. Wie die Jäger mit dieser Frage umgehen, ist zentral für die Zukunft der Jagd. Ich erwarte klare Signale von den Jagdverbänden. Sie müssen negatives Verhalten einzelner gegen Luchs und Wolf verurteilen und sanktionieren.

In Graubünden bedrohen zu viele Hirsche den Schutzwald. Wer löst das Problem besser: Jäger oder Wolf?

Es braucht beide. Ich bin sicher: In der Kulturlandschaft Schweiz wird es den Jäger immer brauchen. Der Wolf kann diese Aufgabe nicht einfach übernehmen, das ist eine idealisierte Vorstellung. Aber die Auswirkungen von Wolfsrudeln auf die Beutetierbestände spürt man schon. Die Hauptbeute des Wolfs ist der Hirsch. Die September-Jagdstrecke am Calanda ist über die Jahre konstant geblieben. Doch eine Nachjagd ist in dieser Region heute nicht mehr notwendig.

Heisst das die Sonderjagd wird überflüssig?

Zumindest in der Calanda-Region. Die Wölfe sammeln sich im Wintereinstand und wirken. Das verhindert Verbisschäden am Jungwald. Ob die Sonderjagd bei einer Zunahme der Wolfsrudel grossflächig reduziert werden kann, ist noch unklar. Sicher aber ist: Die Jagdplanung mit Wölfen ist eine andere als ohne. Ganz werden die Wölfe die Regulierung aber sicher nicht übernehmen können. Wolf und Mensch werden in Zukunft «zusammenarbeiten». Es hat genug Hirsche für beide.



Bild Manuel Lopez